

dtv

Diese Geschichten führen uns in das Damaskus der fünfziger Jahre, in dem Rafik Schami als Sohn eines Bäckers im Christenviertel aufwuchs. Es ist eine arme Gegend, in der es kein Kino und natürlich noch kein Fernsehen, sondern allenfalls Radio gibt. Man lebt von der Hand in den Mund und amüsiert sich, so gut es geht. Eine wichtige Rolle dabei spielt Onkel Salim, den wir schon aus anderen Büchern Rafik Schamis kennen, ein alter Mann, der ein bewegtes Leben hinter sich hat und unzählige phantastische Geschichten zu erzählen weiß. Aber der Bäckerjunge erlebt auch selbst einige Geschichten – zum Beispiel, wie er einen Süßwarenhandel anfängt und seinen Vater fürchterlich verärgert, weil er mehr verdient als dieser, oder wie er erste erotische Erfahrungen mit der hübschen Salma macht, deren Mann so gerne nach Aleppo fährt.

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Studium der Chemie mit Promotionsabschluß. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Sein Werk wurde in 22 Sprachen übersetzt. Er lebt in der Pfalz.

Rafik Schami
Der Fliegenmelker

Geschichten
aus Damaskus

Deutscher Taschenbuch Verlag

Juni 1989
5., vom Autor überarbeitete Auflage August 1994
12. Auflage Juni 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags

© 1997 Carl Hanser Verlag, München · Wien

Erstveröffentlichung: Berlin 1985

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Root Leeb

Satz: IBV Satz- und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-11081-5

ISBN-10: 3-423-11081-3

Meiner Mutter Hanne,
für ihren Mut

Inhalt

Als Gott noch Großmutter war	9
Kebab ist Kultur	11
Der Wald und das Streichholz	19
Als der Angstmacher Angst bekam	28
Ein ehrlicher Handel	36
Hände aus Feuer	47
Nüsse oder Paradies – das ist hier die Frage	66
Bukra, der König der Zukunft	74
Mein Vater und sein Radio	84
Eine Kugel macht nie einen Bogen	87
Nuh, mein Freund	98
Der Tag wird kommen	106
Der Fliegenmelker	112

Als Gott noch Großmutter war

Ich war als kleines Kind oft bei meinen Großeltern. Tage und Wochen verbrachte ich dort; es war angenehm, der überbevölkerten Enge der elterlichen Wohnung zu entfliehen und die unendliche, nach Thymian duftende Ruhe zu genießen.

Oft saßen wir, mein Großvater und ich, am Kamin, und er erzählte viel und dachte, ins knisternde Feuer starrend, nach, bis er mitten im Nachdenken einschlief. Nicht selten schlief auch ich kurz darauf ein, und wenn ich aufwachte, war er meist auch schon wach, lächelte verlegen und fragte, während er trockene Zweige bündelte und in den Kamin schob: »Wo bin ich in der Geschichte stehen geblieben?«

Großvater schien den ganzen Tag am Kamin gesessen zu haben, denn ich habe nur dieses Bild von ihm in meiner Erinnerung. Wenn es dunkel wurde, blieben wir im Dunkeln, bis Großmutter kam und einmal leicht an die Wand klopfte, dann wurde es hell. Wenn ich in der Dunkelheit Angst bekam, tröstete Großvater mich. »Bald kommt deine Oma und macht Licht. Das kann sie gut«, sagte er voller Bewunderung. Er konnte kein Licht machen, weder im Sommer noch im Winter.

Und wenn es uns im Sommer heiß wurde, so bat er Großmutter höflich, sie möge frischen Wind machen. Großmutter klopfte an die Wand, und ein alter Propeller an der Decke zauberte geräuschvoll eine frische Brise hervor. Großvater lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. »Göttlich«, flüsterte er genußvoll und schlief ein. Und ich erinnere mich sehr wohl daran, daß ich an einem windigen Morgen am Fenster stand und Großvater fragte, wer das Licht und den Wind draußen mache. »Gott«, antwortete Großvater, und da war ich sicher, Gott ist auch eine Großmutter.

Später studierte ich Chemie, Physik und Mathematik. Oft aber, wenn meine Finger einen Lichtschalter berühren, denke ich an meine Großmutter, und für einen kurzen Augenblick verfluche ich sämtliche Wissenschaften.

Kebab ist Kultur

Etwa fünfhundert Meter von unserem Haus entfernt, dort wo unsere Gasse in die belebte Verkehrsstraße mündete, lag der Laden des Metzgers Mahmud. Sollte er je erfahren, daß ich ihn »Metzger« genannt habe, würde er wütend auf alle Heiligen schimpfen, die einen niederträchtigen Dummkopf, der ihn so herabsetzt, nicht gründlich bestrafen. Die anderen Metzger in unserer Gegend begnügen sich mit dieser nüchternen Berufsbezeichnung, nicht aber Mahmud.

Ein kleiner Schuppen diente ihm als Laden, aber es ist nicht übertrieben, wenn man ihn als den schönsten Laden von Damaskus bezeichnet. Über dem Eingang hing ein buntes Schild mit Mahmuds Namen und dem deutlichen Hinweis auf seinen einzigartigen Kebab. In dem länglichen Raum waren entlang der rechten Wand zwei Tische mit sechs Stühlen aufgestellt; gegenüber stand die lange Fleischerbank. Dazwischen war gerade genug Platz für einen schmalen Gang. Über Mahmuds Arbeitsplatz waren mehrere Regale aufgehängt, auf denen Gläser mit sauer eingelegten Gurken und Gemüse, Gewürzgläser und Teller, Gläser und Tonkannen aufgestellt waren. Am Ende des schmalen Gangs stand ein prachtvoll geschmückter Kühlschrank. Seine Tür war über und über mit Blumen- und Palmenbildern beklebt. Ein Spruch in geschwungener Schrift gegen neidische Blicke war die Krönung dieses Schmucks: Des Neiders Auge soll erblinden! Der Kühlschrank war ein alter Kasten, der noch mit Eisblöcken gekühlt wurde, aber er war Mahmuds ganzer Stolz.

»Bei mir wird das Fleisch natürlich gekühlt! Diese neumodischen elektrischen Kühler zerfetzen das Fleisch, da kann man gleich gekochte Gurken fressen. Sie schmecken genauso, nämlich nach gar nichts«, pflegte er Kunden entgegenzuschmettern, die die Unverfrorenheit hatten, ihm

von den neuen Tiefkühltruhen seiner Konkurrenten vorzuschwärmen.

Links neben der Eingangstür hing das frische Hammelfleisch, und unmittelbar daneben stand das stolze Stück, das Mahmud so erhaben über alle anderen Metzger machte, sein Grill. »Ich bin ein Kebabkünstler«, brüstete er sich, wenn ein Spaßvogel ihn aufziehen wollte und ihn nach seinem Beruf fragte. Wer fragt denn schon einen Bäcker mitten in seiner Bäckerei nach seinem Beruf!

»Ich bin der einzige Kebabkünstler, der seinen Kebab frisch und vor den Augen der Kunden vorbereitet. Die anderen nehmen irgendwelche Reste und überwürzen sie nur noch kräftig. Und so etwas servieren sie als Kebab! Das ist kein Kebab, das ist eine Beleidigung!«

Mahmud konnte stundenlang über seine Spezialität reden. Auch wenn die Nachbarschaft nicht oft bei ihm einkaufte, lobte sie seinen Kebab, dessen Rezept er niemandem verriet. Dafür verlangte er aber eine Lira mehr als die anderen Metzger. Er tadelte seine Nachbarn, die das Fleisch oft bei seinen Konkurrenten holten, »die mit ihren gottverdammten Maschinen die Seele des Fleisches zermalmen.« Mahmud hielt nichts vom elektrischen Fleischwolf, aber die Nachbarn sparten lieber einige Piaster und piffen dafür auf die Seele des Fleisches. Nur wenn sie vornehme Besucher hatten, kauften sie den begehrten Kebab von Mahmud. Die Zubereitung glich einer Zeremonie, einem Zauber eher als dem bloßen Hacken von Fleisch. Er entfernte jede Sehne, jedes Stückchen Haut, zeigte das Fleisch dem Kunden, der ehrfürchtig »sehr schön« ausrufen mußte, dann zerhackte er es, rollte es zusammen und stellte es zur Seite.

»Es muß sich etwas ausruhen«, sagte er bedeutungsvoll und fing an, Zwiebeln, Knoblauch und Petersilie zu hacken. Er mischte sie mit dem Fleisch, gab etwas Pfeffer und Salz dazu und holte aus einem Schrank unter der Fleischerbank eine schwarze Dose hervor, nahm daraus zwei Fingerspitzen einer rötlichen Mischung, streute sie über das

Fleisch und murmelte leise vor sich hin, als würde er eine Zauberformel für den Kebab sprechen. Woraus die Mischung in der Dose bestand, wußte niemand zu sagen. Manche vermuteten, daß er mit etwas Paprika einen Zauber vorschwindelte, andere wollten von ihm erfahren haben, daß die Dose eine geheimnisvolle Mischung aus Indien beinhalte, aber alle mußten zugeben, daß der Kebab bei Mahmud am besten schmeckte. Er höhnte über die anderen Fleischer, die, wenn es um ihre Mägen ging, bei ihm den Kebab kauften. Das war nicht übertrieben, oft genug habe ich den einen oder anderen Metzger bei ihm im Laden gesehen.

Mein Vater lobte ihn oft, er sei der beste Metzger der Welt, aber auch er kaufte das billigere Fleisch bei den anderen, es sei denn, wir bekamen Besuch, dann mahnte er meine Mutter, nicht auf die Lira, sondern auf die Anerkennung der Gäste zu achten.

Am späten Nachmittag schlossen die Metzger ihre Läden, aber nicht Mahmud. Er trank einen Schnaps nach dem anderen, polierte die Gläser und stellte sie auf die blanken Regale, spritzte Wasser vor den Laden, setzte sich auf einen Holzschemel und beobachtete die Passanten. Er war über fünfzig und Junggeselle, und immer wenn eine Frau oder ein junges Mädchen vorbeikam, lallte er ihnen Schmeicheleien zu, und sie kicherten über ihn und neckten ihn auch manchmal. Nur sein Nachbar, der Friseur Bulos, ärgerte sich immer über ihn, denn er war ein strenger Katholik, der nichts Flüssiges außer Leitungswasser zu sich nahm.

»Du bist doch kein Christ, wenn du keinen Wein trinkst. Euer Jesus ist ein prachtvoller Kerl. Hat er nicht gesagt, daß Wein des Menschen Herz erfrischt?« Das hat zwar David und nicht Jesus gesagt, aber es war die einzige Stelle in der Bibel, die Mahmud kannte, und er rieb sie seinem katholischen Nachbarn immer wieder unter die Nase. Ansonsten störte Mahmud keine Menschenseele, denn er war äußerst gutmütig.

Eines Tages kam es, wie es kommen mußte. Es war ein sonniger Mittag. Ich sollte Fleisch bei Mahmud holen, da meine Tante mit ihrem reichen Mann uns besuchen wollte. Sie war sehr hochnäsig und hatte nach einem Jahr Ehe ihre ärmliche Herkunft völlig vergessen. Meine Eltern genierten sich wegen unserer Armut und schienen der Tante immer beweisen zu wollen, wie gut es uns ging. Davon hatten jedoch die Tante und ihr schwachsinniger, gefräßiger Mann keine Ahnung. Sie bekamen an einem Tag soviel Fleisch vorgesetzt wie wir sonst in einer Woche nicht.

An jenem Tag also sollte ich ein ganzes Kilo Hammelbrust holen. Murrend schlenderte ich zu Mahmuds Laden. Schon von weitem sah ich ihn mit einigen auffällig gekleideten Touristen vor seinem Laden stehen. Die drei Männer sahen aus wie Schießbudenfiguren, so grellbunt waren sie angezogen. Jeder hatte eine Kamera um den Hals hängen, einer kaute auf einer dicken Zigarre herum, wie man es in irgendwelchen amerikanischen Gangsterfilmen sehen konnte, und die anderen beiden reizten mit ihren kurzen Bermudahosen jeden Vorübergehenden zum Lachen. Die Frau sah aus, als wäre sie in einen Farbtopf gefallen, so buntbemalt war sie im Gesicht, und um den Hals hatte sie eine Brille mit länglichen Gläsern hängen, die an der Seite und auf den Bügeln mit Straß besetzt war. In ihren Stöckelschuhen konnte sie kaum laufen und zog mit ihrem engen Rock die Blicke sämtlicher Männer auf sich.

Die Touristen fotografierten Mahmud, der an seine Ladentür gelehnt stand und breit lächelte. Dann winkte ihm einer der Männer, daß er sich zwischen die beiden anderen stellen sollte. Sie lachten, und die Frau knipste einige Male, als ich gerade den Laden erreichte. Sie schrie immer wieder »Oh, how wonderful, just wonderful« und zog das »Oh« so in die Länge, daß es sich anhörte, als würde jemand auf sie einhauen. Mahmud zupfte verlegen an seinem sauberen weißen Kittel. Nicht stolz, wie ich vermutet hatte, sondern unsicher schaute er auf die beiden Nachbarn, die in den Türen ihrer kleinen Geschäfte standen und sich über ihn

lustig machten. Ich hörte den Friseur lästern: »Sie brauchen wohl sein Foto, um ihre Kinder zu erschrecken!«

Als der hagere, kleine Tourist die Frau wieder ablöste, wurde es Mahmud zuviel, er flüchtete in seinen Laden. Die Touristen lachten über den scheuen Mann und folgten ihm. Als ich gerade die Bestellung meiner Mutter aussprechen wollte, erklärte einer der Touristen Mahmud, daß sie vier Portionen Kebab wollten. Er verlor jede Scheu und rief laut: »Vier Portionen Kebab!«, als wollte er auch noch den Leuten der übernächsten Straße seine Freude mitteilen. Ich ärgerte mich, daß Mahmud mich einfach übergangen hatte, und rief noch einmal laut meine Bestellung. Da knurrte er mich an: »Du siehst doch, ich habe Kunden aus dem Ausland! Sie werden überall berichten, daß Mahmud der beste Kebabkünstler der Welt ist!«

Ich hätte am liebsten das Fleisch bei jemand anderem gekauft, aber meine Mutter hatte einen guten Blick dafür, sie hätte das sofort erkannt. So verfluchte ich meine Tante, derenwegen ich diese lästige Aufgabe aufgebracht bekommen hatte, und wartete.

Mahmud gab sich besondere Mühe; er schwenkte seine Arme und schärfte das Messer, als müßte er ein Krokodil und nicht einen Hammel zerlegen. Stolz zeigte er das schöne Stück Fleisch, das er aus der Hammelhälfte herausgeschnitten hatte, der Frau, und sie rief: »Oh wonderful, isn't he cute?« Die Petersilie wusch Mahmud dreimal, was er sonst nie tat, dann entfernte er jedes gelbe Blättchen. Endlich war es soweit. Er holte seine schwarze Dose und rief seinen amüsierten Zuschauern zu: »Vary olt!«

»Oh wonderful! What is this?« säuselte die Frau.

»Sag ihr, das ist ein altes Geheimnis, das mir mein seliger Vater weitergegeben hat. Er hatte es von einem Koch des großen Maharadscha von Indien gelernt, sage ihr das!« befahl er mir, und ich übersetzte stotternd. Und wieder schrie sie in den höchsten Tönen: »Oh, how wonderful, it's just marvellous!«

»Die englische Sprache ist verdammt kurz. Hast du das

alles mit den zwei Wörtern gesagt?« fragte Mahmud mißtrauisch. Ich versicherte ihm, daß ich sogar erzählt habe, wie sein Vater auf dem Weg nach Indien sein Leben gefährdet hatte. Mahmud schien nicht so recht überzeugt zu sein.

»Zum Ausruhen!« sagte er zu mir, und ich brach mir fast die Zunge, um den Touristen zu erklären, warum das Hackfleisch sich ausruhen sollte. Mahmud wusch seine Hände und stellte vier kleine Teller mit Oliven und Erdnüssen auf den Tisch, und eine kleine Flasche Schnaps und einen Krug Wasser holte er auch noch aus dem Kühlschrank. Die Touristen griffen zu, und die Frau rief immer wieder: »Oh, wonderful!«, was Mahmud verunsicherte, denn Ful bedeutet auf Arabisch »Saubohnen«.

»Sage ihr, das sind keine Ful, sondern Erdnüsse aus dem Sudan!« sagte er irritiert.

Ich beruhigte ihn und übersetzte das Wort »wonderful«.

»Also doch, sie verstehen was vom Essen«, sprach er zu sich und fing an, die Spieße zu machen. Ich setzte mich nach draußen, um den Rauchwolken zu entgehen, die bald Mahmud und seine Kunden umhüllten.

Als die letzten Rauchschwaden abgezogen waren, schaute ich wieder zur Tür hinein. Die Touristen hatten die Oliven und Erdnüsse aufgegessen und auch den Schnaps und das Wasser getrunken. Einer der Touristen schwenkte die Kanne Mahmud entgegen, als dieser große flache Teller auf die Tische stellte. Schließlich legte Mahmud mit einer schwungvollen Geste die fertigen, wunderbar duftenden Spieße auf die Teller. Verschwitzt und zufrieden schaute er zu mir herüber.

»Nur noch eine Zigarette, dann gebe ich dir eine Hamelbrust, wie sie nicht einmal Napoleon gegessen hat.«

Ich nickte, verstand aber nicht, wie Mahmud auf Napoleon gekommen war.

Erwartungsvoll starrte er wieder die Touristen an, die ihm begreiflich machen wollten, wie zufrieden sie mit sei-

ner Vorstellung gewesen waren. Die Frau jubelte immer wieder »wonderful« und »very good« und kramte laut schnatternd in ihrer Handtasche herum, dann verteilte sie kleine Plastiktütchen.

Mahmud wollte sich gerade eine Zigarette in den Mund stecken und hielt mitten in der Bewegung inne.

»Was ist das?« rief er entsetzt.

»Ketchup«, strahlten ihn die Leute an, als ob sie die besorgte Frage verstanden hätten, und drückten den roten Brei über die Kebabspieße.

Mahmud riß seine Arme in die Luft, schmiß die Zigarette quer durch den Raum und schrie: »Nein!!!«

Er packte einen Mann am Arm und ergriff die fleischigen Finger der Frau und schüttelte sie wütend, bis sie die Spieße auf den Teller fallen ließen.

»Was macht ihr mit meinem Kebab? Seid ihr wahnsinnig? Was wollt ihr mit dem Zeug?« schrie er die Touristen an, so daß sie vor Angst erblaßten.

Aufgeschreckt durch das Geschrei eilten die Nachbarn herbei und versuchten gleich zu vermitteln, nur der Friseur blieb vor der Tür stehen und schüttelte mißmutig den Kopf. Mahmud tobte:

»Meine ganze Mühe für die Katz'! Die ganze Arbeit, so eine Beleidigung! Raus! Raus mit euch! Sollen sie doch bei einem Kiosk das gebratene Zeug mit ihrem roten Kleber vollschmieren! Meinen Kebab aber nicht!«

Einer der Amerikaner zückte seinen Geldbeutel, und irgendein Nachbar versuchte zu übersetzen, daß der Mann die Vorspeise und die Getränke bezahlen wollte.

Mahmud aber keifte weiter:

»Geld? Von denen nehm' ich doch kein Geld! Diese Barbaren, meinen schönen Kebab so zu verschandeln! Das Geld können sie sich in ihren Hintern stecken, abhauen sollen sie.«

Er wollte sich auf die Touristen stürzen und sie aus seinem Laden werfen, aber die besorgten Nachbarn hielten ihn zurück. Schimpfend verließen die erschrockenen Gä-

ste den Raum. Der Friseur stand draußen vor dem Laden und heuchelte laut: »So behandelt man doch zivilisierte Menschen nicht, was werden die jetzt über uns sagen?«

Mahmud stürzte wütend aus dem Laden.

»Zivilisiert sagst du? Sie sind bloß reich, aber von Kultur haben sie keine Ahnung. Sie wollten den Kebab mit Plastikbrei fressen!«

Der Friseur verschluckte seine Wut und zwang sich zur Ruhe. »Tja, andere Länder, andere Sitten!« sprach er mit pathetischer Stimme.

»Ja, Mann, aber das hier ist unser Land!« fauchte ihn Mahmud an.

Der Friseur sagte herablassend: »Was verstehst du schon!« und zog sich in seinen Laden zurück. Mahmud wandte sich endlich zu mir. »Komm mit«, meinte er mit traurigem Gesicht.

Diesen Wassersäufer, den laß ich nie wieder an meine Haare! schwor ich mir, als wir in den Laden gingen.

Der Wald und das Streichholz

Onkel Salim ist mein Freund. Ich gehe gern zu dem alten Mann. Ihm kann ich immer alles erzählen, und er hört mir zu. Er ist siebzig Jahre alt, aber er versteht mich besser als meine Eltern. Für meinen Vater bin ich ein nutzloser Rotzlümmel, der in der Schule bloß eine Zuflucht vor der Arbeit sucht. Alle die vielen Namen der Flüsse und ihre Länge und die Jahreszahlen, die ich auswendig lernen muß, zählen für ihn nicht.

»Was sollen arme Schlucker in der Schule, die ist nur für die besseren Leute gemacht! Du solltest mir bei der Arbeit helfen«, winkt er ab, wenn ich ihm von den dreißig Synonymen des Wortes Löwe, die in der arabischen Sprache existieren sollen, erzähle.

Mahmud, mein Freund, muß jeden Morgen seinem Vater helfen, schwere Kartoffelsäcke tragen und Kartoffeln sortieren, die kleinen zum Kochen und die großen, teuren zum Braten. Eine bettelarme Bauernfamilie, die, wie viele, in der Stadt ihr Glück suchte, nachdem die Dürre sie von ihrem Hof vertrieben hatte. Jeden Tag schiebt Mahmuds Vater seinen Karren durch die Straßen und preist seine Kartoffeln an, um die neun nimmersatten Kinder zu ernähren.

Ich muß jeden Morgen ein paar Stunden in der Bäckerei meines Vaters arbeiten, bevor ich um acht Uhr in die Schule renne. Eine Hölle ist die Bäckerei! Ich hasse die Hitze und das Mehl, das am Kragen meinen Hals wie Sand scheuert. Nach der Schule muß ich, wenn mein Vater Pech hatte, die übriggebliebenen Brotfladen in einen kleinen Karren laden und sie bis zum Abend verkaufen.

»Fladenbrot ist am nächsten Tag knochenhart, und das kauft kein Hund mehr«, sagt mein Vater immer, und ich ziehe den Karren von Haus zu Haus und schreie: »Brotfladen, frisch und billig!«

Mit der Zeit habe ich eine feste Kundschaft gewonnen. Noch ärmere Teufel als wir, die sich über die paar ersparten Piaster freuen. Aber ich bin unzuverlässig. Ich lasse sie im Stich, wenn mein Vater Glück hat und die Brotfladen bis zum Nachmittag ausverkauft sind. Das beschämt mich, weil ich an solchen Tagen an die alten Frauen denken muß, die vergeblich auf der Türschwelle ihrer armseligen Hütten auf mich warten. Meinem Vater sind solche Gewissensbisse völlig fremd. Er freut sich über seinen Ausverkauf und trinkt an solchen Tagen ein Glas Schnaps mehr.

»Ich darf mich bloß nicht bei dem Alten blicken lassen, er findet schon eine Arbeit für mich«, sagt Mahmud immer, und er hat recht, denn auch mein Vater erfindet für mich jedesmal wieder etwas zu tun.

»Nimm den Besen und kehre die Bäckerei«, sagt er, wenn ihm nichts anderes einfällt, und die Bäckerei kann man unendlich oft kehren. Sie ist immer schmutzig. So verdrücken wir uns oft zum alten Šaiim, und wenn es wirklich brennt, wissen unsere Mütter schon, wo sie uns finden können. Wo denn sonst als in dem kleinen, verrauchten Zimmer!

Nur am Sonntag dürfen wir ungestört spielen. Vorher müssen wir jedoch in die Kirche. Eine lästige Pflicht! Der Pfarrer ruft uns zum Appell, prüft unsere Nägel und Ohren und ermahnt uns, am nächsten Sonntag besser geschrubbt zu erscheinen, denn wir riechen immer nach Öl und Knoblauch. Jeden Sonntag dasselbe Theater. Wir beneiden die muslimischen Kinder, die in dieser gottverdammten christlichen Schule vom Sonntagsgebet befreit sind. Vor der Messe werden wir durch den hinteren Eingang der Kirche zum Beichtstuhl geführt. Jeden Sonntag dasselbe, beim alten Pfarrer Markus. Er ist berühmt dafür, daß er alle Sünden verzeiht, auch eine zugegebene Onanie und sogar einen Fluch gegen Gott oder Christus. Nur bei der Beichte eines Fluchs gegen die heilige Maria kann er sich trotz der kirchlichen Würde nicht mehr beherrschen. Er stürzt aus dem Beichtstuhl heraus und prügelt auf den